
Yvonne Al-Taie

epitáphios

Tradition und Freundschaft bei Jacques Derrida

In Jacques Derridas späteren Schriften gibt es eine interessante, bisher unbeachtet gebliebene Denkfigur, die an den Begriff und die Gattung des *epitáphios*, der Grabrede und deren Nähe zum Epitaph, der Grabinschrift, gekoppelt und am Übergang zwischen lebendigem Gesprächszusammenhang und nachträglicher Schriftlichkeit angesiedelt ist. Ihr Bezugsrahmen ist dezidiert lebensweltlich und gruppiert sich um die Situation eines fortgesetzten Dialogs, der mit dem Tod eines der beiden Gesprächspartner einen abrupten Abbruch erfährt. Diese Unterbrechung aber ist kein Abschluss und sie verlangt nach einer Fortsetzung des Gesprächs, die sich vielleicht am deutlichsten in der ritualisierten Form der Grab- oder Trauerrede manifestiert. Derrida hat sich in seinen zahlreichen Gedenkreden für verstorbene Freunde und Weggefährten mehrfach mit diesem Thema beschäftigt. Die darin formulierten Überlegungen haben sich auch seiner großen Schrift über die Freundschaft, *Politiques de l'amitié*, eingeschrieben. Dort gibt sich der *epitáphios* zugleich als die Denkfigur zu erkennen, die die Schrift als eine Fortsetzung des unmöglich gewordenen Gesprächs und damit als Ursprung eines Tradierungsprozesses offenlegt. Traditionsstiftung und Traditionsbezug werden in diesem Konzept zu einem Verfahren der zeitlichen Ausdehnung eines Dialogs über die Lebensspanne einzelner Gesprächspartner hinweg. Diese intrikate Überkreuzung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im *epitáphios* fordert zugleich die Frage heraus, in welchem Verhältnis sie zur Phonologie-Kritik der *Grammatologie* steht.

Mit dem *epitáphios*, so die These, die ich in den nachfolgenden Ausführungen entfalten möchte, liegt eine Denkfigur vor, an die sich eine Neubestimmung des poststrukturalistischen Subjekt-Begriffs anschließen lässt. Wenn im Zuge des Strukturalismus der 1960er Jahre der »Tod des Autors« proklamiert wurde, so schließt sich in Derridas Denken seit den 1990er Jahren an diese metaphorische Formel ein Nachdenken über den realen Tod des Autors an, das in einer neuen Relevanz des Subjekts im Text mündet. In unmittelbarem Zusammenhang damit steht zugleich eine Neukonzeption des Traditionsbegriffs.

Im 20. Jahrhundert hat sich ein Verständnis des Traditionsbegriffs herausgebildet, das Tradition als erstarrtes Set von Normen und Handlungsanweisungen

begreift. Für Theodor W. Adorno steht die Tradition, die sich vom lateinischen Wort *tradere*,¹ der Weitergabe von Hand zu Hand, herleitet, für ein feudales Gesellschaftssystem und mithin aufgrund dieses personal-familialen Weitergabezusammenhangs im »Widerspruch zur Rationalität«. Tradition sei »vorgegebene, unreflektierte Verbindlichkeit sozialer Formen, die Gegenwart des Vergangenen« und daher mit der bürgerlichen Gesellschaft nicht vereinbar.² Adorno rekurriert auf die seinerzeit vielfach beschworene »Krise jeglichen historischen Bewußtseins, bis zur blanken Unkenntnis des noch nicht einmal allzu lang Vergangenen«³ und spricht von einer allenfalls noch »falschen Tradition«, die gepflegt werde im Versuch, sich Traditionen beliebig anzueignen.⁴ Dementsprechend sähen die Künstler sich mit dem »Zerfall der Tradition« konfrontiert, auf den sie zu reagieren versuchten.⁵ Adorno entwirft damit ein Denken vom Abbruch oder vom Verschwinden der Tradition.

Adornos Konzept der Tradition basiert auf einem gesellschaftlichen Modell, wie es die vormodernen Gesellschaften bestimmte, in denen Identität und Lebenslauf des Einzelnen transgenerational verankert waren. Schon für die Moderne diagnostizieren die Sozialwissenschaften eine veränderte Zeitspanne von Identitätsbildung, die nun zur Aufgabe des Einzelnen geworden und in jedem Lebenslauf neu zu finden ist. Für die postmoderne Gesellschaft beschreibt Hartmut Rosa eine zunehmende Beschleunigung des sozialen Wandels, der nun nicht mehr zwischen den Generationen stattfindet, sondern sich bereits innerhalb einer Generation vollzieht. Dieser intragenerationale soziale Wandel setzt den beständigen Wechsel und die rasche Adaption von Neuem an die Stelle von Beständigkeit und Kontinuität.⁶ Wie aber, so wäre zu fragen, kann tradierende Weitergabe von Generation zu Generation gelingen, wenn schon innerhalb einer Generation der Wechsel zum zentralen Merkmal des Lebensvollzugs geworden ist? Vor dem Hintergrund dieser Möglichkeiten und Grenzen von Traditionsbildung und Traditionsweitergabe in postmodernen Gesellschaften soll in Jacques Derridas Schriften ein dekonstruktivistischer Traditionsbegriff aufgezeigt werden, der sich als Versuch erweist, Tradierung angesichts sich unablässig verändernder, postmoderner Gesellschaften neu zu denken, der der poststrukturalistischen Fragmentierung der Diskurse und Texte wieder ein – wie Nicole Sütterlin in anderem Zusammenhang schreibt – »wenngleich nicht autonom[er], so doch emphatisches – (Autor-)Subjekt[er]« unterlegt.⁷

Derrida, so die These, die ich im Folgenden anhand einiger Lektüren seiner späteren Schriften entfalten möchte, sucht gewissermaßen die etymologischen Wurzeln des Traditionsbegriffs auf, wonach die persönliche Interaktion und das Moment der Verpflichtung wesentlich sind, schreibt seinem Modell der Überlieferung dabei aber zugleich die stetige Umkehr, die *revolutio* mit ein. Die Frage